

**Zeitschrift:** Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau  
**Herausgeber:** Historische Gesellschaft des Kantons Aargau  
**Band:** 96 (1984)

**Artikel:** Geschichte der Stadt Lenzburg. Band II, Von der Mitte des 16. zum Ende des 18. Jahrhunderts  
**Autor:** Neuenschwander, Heidi  
**Kapitel:** VIII: Die neue Gesellschaft und das geistige Leben  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-75392>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## VIII. Kapitel

### Die neue Gesellschaft und das geistige Leben

#### A. Die neue Geselligkeit

##### 1. Einleitung

Noch am Ende des 17. Jahrhunderts ging das tägliche Leben der Frau in der Häuslichkeit auf, die Geselligkeit war in Lenzburg – wie das ganz allgemein zumindest für den reformierten Teil der Eidgenossenschaft gilt – fast ausschließlich Männersache. Was in den großen Städten die Zunft- und Gesellschaftsstuben, das bedeutete im kleinen Lenzburg das Rathaus. Es war nicht nur der Ort, wo die Regierungsgeschäfte abgewickelt wurden, sondern nahm zugleich auch eine Mittelstellung zwischen einem Privathaus und einem öffentlichen Wirtshaus ein. «Was aber das Rathaus anbelangt, war es stets das offene Haus für die Burgerschaft, wo sie nach Belieben Essen und Trinken und mit Erlaubnis des Rates auch Hochzeit feiern können».<sup>1</sup> Bei den Hochzeiten waren die Frauen zwangsläufig mit von der Partie, alle andern geselligen Anlässe, z. B. der regelmäßige Sonntagstrunk für die Obrigkeit, die Donnerstagsmähler für die Behördemitglieder, die Essen an den großen Markttagen, die Festessen bei Ablegung der Stadtrechnung, aber auch die Bewirtung fremder Gäste oder Einladungen an den Landvogt und die Landvögtin, fanden unter Ausschluß der Burgersfrauen und -töchter statt. Schon früh haben couragierte Lenzburgerinnen versucht, diese Hochburg der männlichen Geselligkeit zu stürmen, freilich lange Zeit erfolglos: Nach der Regiments- und Ämterbesetzung, dem Maitag, vereinigte jeweils ein Festessen alle Bürger auf dem Rathaus. Nun berichtet das Ratsmanual vom Maimahl 1633: «Alsdann bishar an Meytagen im Rathus ein Mißbruch beschehen, das sich Theill Wyber, die nit dahin gehört, gar unverschampt erzeugt, alls ist erkhendt, das die Wyber fürtherhin am Meytag nit mehr in das Rathus zum Trunk sollendt gan, sunders an andere Orth, wann sy etwas miteinander haben wellendt.»<sup>2</sup>

Dem 18. Jahrhundert eignet ein Zug der Lebensfreude und der Diesseitsbejahung, welche die beiden vorangehenden Jahrhunderte – das Zeitalter

1 Vgl. dazu Ratsprotokolle passim.

2 StL II A 5, 107, 2. 5. 1633.

Abbildung 32: Gottlieb Hünerwadel-Haus, Bleicherain 7, eine Ecke des Repräsentationszimmers im ersten Stock mit Ofen von Joh. Jakob Frey, Lenzburg, 1785, und Blick durch den Hausflur



Abbildung 33:  
Gottlieb Hünerwadel-Haus, Bleicherain 7, Damenkabinett im zweiten Stock  
(s. auch Abbildungen 17 B–22 B)



der Reformation und des Konfessionalismus – nicht gekannt haben. Dieser mildere Geist erschloß auch der Lenzburgerin, zumindest in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Gesellschaft. Die neuen großzügig konzipierten Häuser außerhalb der alten Stadtmauern mit ihren prächtig ausgestatteten Festsälen,<sup>3</sup> den kostbaren Öfen, Fayencen und Möbeln bildeten den Rahmen für diese neue Gesellschaft. Ein glücklicher Zufall erlaubt es, daß wir nicht nur über die Rahmenbedingungen – die Häuser, Fayencen und Möbel – berichten, sondern auch ein paar Schlaglichter auf das gesellschaftliche und kulturelle Leben, das sich in den letzten Jahren des Ancien Régime in diesen Häusern abgespielt hat, werfen können.

## 2. Die Briefe des «*maître de musique*» Carl Heinrich Friedrich Hornschuch

Carl Heinrich Friedrich Hornschuch (1766–1839), ein Pfarrerssohn aus Franken, zum Schullehrer und Musiker ausgebildet, war zunächst in Deutschland auf einer Amtsschreiberei tätig gewesen. Noch nicht 20jährig entschloß er sich, sein Glück in der weiten Welt zu suchen. In Lenzburg lebte ein Onkel mütterlicherseits, Johann Heinrich Knoll, als Schwiegersohn und Geschäftsteilhaber von Samuel Seiler d. Ä. Ursprünglich hatte Hornschuch die Absicht gehabt, im Seilerschen Geschäft mitzuarbeiten. Weil es ihm aber an Kenntnis der französischen und italienischen Sprache fehlte, waren ihm die Aufstiegsmöglichkeiten verschlossen. Kurze Zeit war er in der Amtsschreiberei des Lenzburger Landvogtes tätig, nach dem Tod des bisherigen Lenzburger Musiklehrers, eines Ungarn, etablierte sich der junge Deutsche hier als «*maître de musique*». In ausführlichen und langen Briefen berichtet Hornschuch seinen Eltern und Geschwistern vom hiesigen Leben.<sup>4</sup>

«Die hiesigen Leuthe sind gut und ziemlich, ja beinahe besser als in Deutschland civilisiert, und es gefällt mir sonst wohl – doch ists im ganzen lange kein Deutschland – und Franken», meldet Hornschuch in einem seiner ersten Lenzburger Briefe nach Hause.<sup>5</sup> Zunächst hatte er bei seinem Onkel im Steinbrüchli gewohnt, später bezog er Kost und Logis beim «Herrn Receveur» des Schlosses, der aber in der Stadt wohnte. «Die Kost ist sehr gut – alle

3 Vgl. dazu das VII. Kap. und die Abbildungen 32 und 33.

4 Briefe von Carl Heinrich Friedrich Hornschuch an seine Eltern, Schriftensammlung des Familienarchivs Hornschuch, Heft 7/1939; die Lenzburger Stadtbibliothek besitzt ein Exemplar dieser in Maschinenschrift erstellten und vervielfältigten Briefsammlung. Eine erste Auswahl dieser Briefe publizierte Emil Braun, Ein Lenzburger Kulturbildchen aus dem 18. Jahrhundert, in: LNB 1944, S. 77–84.

5 August 1785.

Tage Fleisch, sowohl gesotten als gebratenes, früh Suppen und nachmittags Thee ... Außer dem Herrn Receveur und mir essen noch zwei (der insgesamt sechs) Schreiber aus der hiesigen Amtsschreiberei mit, die sehr artige Leute sind.»<sup>6</sup>

### 3. Musik und Tanz

Die Musikschüler entstammen fast alle dem Kreis der uns bereits bekannten Lenzburger Baumwoll-Verleger und Handelsherrn: zunächst eine erwachsene Tochter von Schultheiß Samuel Seiler d. Ä., dann drei Kinder von Herrn Major Hünerwadel<sup>7</sup> – von dem Hornschuch meldet, daß er eben jetzt ein Haus baue, das ihn bereits über 40 000 Gulden gekostet habe<sup>8</sup> – eine Tochter von Hauptmann Meyer, die Frau des Großweibels Gross, zwei Töchter von Herrn Ratsherr Halder werden namentlich aufgeführt.<sup>9</sup> Ein besonders großer Musikliebhaber muß der Ratsherr Spengler gewesen sein.<sup>10</sup> Im Herbst 1785 kaufte Spengler eine Violine für fünf Louis d'or, Musikalien habe er mehr besessen, «als ein Pferd zieht». Hin und wieder spielte Hornschuch auch auf der Kirchenorgel, was viel Aufsehens mache, wisse der hiesige Organist doch nicht, wieviele Töne eine Orgel habe; das sei ihm aber nicht zu verdenken, denn er sei von Beruf Schreiner.<sup>11</sup> – Im folgenden Herbst schreibt unser Gewährsmann: «Der Ort Lenzburg ist seiner Kleinheit nach ungemein gut für die Musik, alle Samstag kommen meine Ecoliers gross und klein in mein Zimmer, wo wir zusammen exercieren.» Im Großen freilich sei nichts zu unternehmen, weil der Zuzug fremder Solisten zu teuer käme und die hiesigen Musikschüler lauter Anfänger seien.<sup>11a</sup> Mit der Zeit brachte er aber doch ein Orchester zusammen. Im Juni 1787 berichtet er den Eltern, daß er Subskriptionen zu vier Konzerten eingezogen habe. Außer den Subskribenten, 50 Personen, rechne er damit, daß sich noch etwa 30 Personen von fremden Orten einfinden würden. Den ganzen Sommer über wolle er jeden Monat ein Konzert in der großen Ratsstube aufführen. Im ersten Konzert am Auffahrtstage sei nach verschiedenen kleineren Klavierkonzerten und Symphonien zuletzt ein geistliches Musikstück von Schwindel aufgeführt worden. Dieses sei im Auftrag der Stadt Zürich komponiert

6 24.10.1785.

7 Gottlieb Hünerwadel.

8 Das Haus Bleicherain Nr. 7, s. früher S. 307 f.

9 Brief vom August 1785.

10 Brief vom 24.10.1785.

11 Ebenda.

11a Brief vom 5.11.1786.

worden, der Musik-Meister von Aarau habe es «von Zürich gestohlen und ich habe es ihm gemauset und nicht eher wieder gegeben, bis es abgeschrieben war.» Das Orchester habe aus 20 Musikern bestanden. Für das nächste Konzert sei die Aufführung einer Oper «Lilla oder die Gärtnerin» im Programm vorgesehen.<sup>12</sup>

Aber nicht nur im Städtchen selber, sondern auch in der Region Lenzburg fanden sich Musikliebhaber. Im November 1786 z. B. schreibt Hornschuch: «Alle Wochen geh ich zweimal nach Schafisheim, einem Rittersitz, zu dem dasigen Gerichtsherrn von Brutel, der ein sehr großer Liebhaber der Musik ist.» Im folgenden Juni heißt es: «Vorigen Sonntag war ich bei der Frau von Hallwyl, zwei Stunden von hier ... ich speiste mit ihr zu Mittag ... Nach dem Essen sang ich einige italienische und deutsche Arien und Opern mit ihr und kehrte dann von ihrem Hofmeister begleitet wieder nach Lenzburg zurück.»

Dank seiner Verbindung zum Haus des Schultheißen Seiler hatte Hornschuch von Anfang an auch den gesellschaftlichen Anschluß an die Honoratioren des Städtchens gefunden. Ein gutes halbes Jahr nach seiner Ankunft in Lenzburg meldet er nach Hause: «Es kennt mich nun jedermann und ich beinahe auch die, was die vornehmsten sind.»<sup>13</sup> Den Rat, den Hornschuch seinem jüngern Bruder erteilt: «Bilde deinen Verstand und sei sparsam», scheint der Briefschreiber ein Stück weit selber beherzigt zu haben, wobei freilich die Absicht des Sparens zuweilen mit einer andern Lebensdevise kollidierte: «Wenn man angesehen sein will, so muß man unter die Leute gehen und so zum Teil die irdischen Narrens Possen mitmachen.»<sup>14</sup> Unter diesen «irdischen Narrens Possen» scheint der Tanz einen breiten Raum eingenommen zu haben. Im Februar 1786 berichtet er: «Vorige Woche hatten wir hier eine Tanzpartie, wobei 214 Herren und noch mehrere Frauenzimmer waren, unter anderem etliche Adelige aus Bern – und ich war auch dabei!»<sup>15</sup> Alle vierzehn Tage war Redoute (Maskenball). Eine Tanzpartie bildete auch den Abschluß einer großen Schlittenfahrt von Aarauern nach Lenzburg.<sup>16</sup> Ein anderes, ebenfalls mit ausgiebigen Tanzpartien verbundenes Vergnügen waren die militärischen Musterungen: «Der vorige Monat ging recht vergnügt in unserer Schweiz zu – vier Tage waren Muste-

12 Brief vom 11. 6. 1787.

13 10. 2. 1786.

14 5. 11. 1786.

15 10. 2. 1786 an den Bruder.

16 2. 2. 1788. Diese glänzende Aarauer Schlittenpartie bestand aus 21 Schlitten nebst 12 Reitpferden.

rungen über ein Regiment Musquetiers und zwei Kompagnien Grenadiers, 3. Tag war die Revue über ein Regiment Dragoner, welche der ehemalige preussische Generallieutenant Frouteille comandierte ... unter ihm comandierte der Major Saxer und die Capitains von Tscharner und von Tillier aus Bern. Das Regiment hat scharlachene Röcke und schwarzsamtene Aufschläge. Es sieht prächtig aus. Es bestehet aus den vornehmsten und reichsten Bürgern und Bauern, jeder will die schönste Equipage haben – Zwei Tage war Kanonier-Musterung. Die Kanonier bestehen aus einer Compagnie von 150 Mann, den schönsten und reichsten Leuten. Ihre Montur ist blau mit roten Aufschlägen ... Mittlerweile die Musterungen in der Stadt waren, war alles Nachts erleuchtet und in allen Wirtshäusern wurde getanzt und gelärmt». <sup>17</sup>

#### 4. Theater

Außer diesen regulären gesellschaftlichen Vergnügen Musik und Tanz kam von Zeit zu Zeit noch ein drittes dazu: Schauspiele. In einem Brief vom Herbst 1786 heißt es: «Seit vierzehn Tagen haben wir eine Gesellschaft deutscher Schauspieler hier verloren, die unser Herz und unsere Augen vier Wochen lang genutzt und geliebt haben. Alle Abende – Sonntag und Samstag ausgenommen – ging die Comedie um fünf Uhr an und dauerte drei Stunden lang. Da die Gesellschaft aus lauter den besten und etlichen zwanzig Personen bestand, so können Sie denken, dass unsere Stadt nicht wenig dadurch belebt worden.» <sup>18</sup>

Nicht weniger als 17 verschiedene Stücke wurden während dieser vier Wochen aufgeführt, <sup>19</sup> wobei gewöhnlich auf das Hauptspiel noch ein Nachspiel folgte. <sup>20</sup> Hornschuch ist kein disziplinierter Denker und Briefschreiber, sondern er berichtet kunterbunt, «was ihm so geschwind beyfällt». So zählt er auch die Stücke auf, bald nennt er dazu den Namen des Komponisten, bald jenen des Librettisten, bald keinen von beiden. Wir versuchen, so gut das möglich ist, uns einen Begriff vom Repertoire dieser Schauspieltruppe zu machen. <sup>21</sup> Gespielt wurden u. a.:

17 11.6.1786.

18 5.11.1786.

19 Die Stücke sind im Brief namentlich aufgeführt.

20 Z.B. No.12: Der Post Zug, ein Lustspiel; Nachspiel: Der Scherenschleifer, ein Operettchen.

21 Ich führe nur jene Titel auf, von denen wir uns heute irgend eine Vorstellung, sei es vom Stück oder vom Verfasser, machen können.

- 1: «Marianne; ein Trauerspiel in drei Aufzügen von Herrn Gotter, ungemein gut ausgearbeitet».<sup>22</sup>
- 4: «Der Schubkarren des Essighändlers, ein Lustspiel von Me(r)cier».<sup>23</sup>
- 7: «Agnes Bernauerin, eine wahre sich in Bayern zugetragene Geschichte».<sup>24</sup> Zu diesem Stück bemerkt Hornschuch, daß ungefähr dreißig Lenzburger als Statisten mitgespielt hätten.
- 8: «Der Lügner, Ein Lustspiel».<sup>25</sup>
- 9: «Wilhelm Tell, ein Schweizer-National-Trauerspiel, welches mir aber nicht gefallen hat».<sup>26</sup>
- 10: «Der Eyfersüchtige auf der Probe, eine grosse komische Oper aus dem Französischen. – Die Musik war von dem berühmten Anfohi – Obschon solche sehr schwer

22 Friedrich Wilhelm Gotter (1746–1797) war einer der Herausgeber des ersten deutschen Musenalmanachs (Musenalmanach = im 18. und 19. Jahrhundert jährlich erscheinende Sammlungen bisher ungedruckter Gedichte oder Prosastücke); als Legationssekretär in Wetzlar gehörte er dem Kreis um Goethe an, als herzoglicher Geheimsekretär förderte er das Gothaer Hoftheater, übertrug französische Lustspiele ins Deutsche und schrieb auch eigene Lust- und Singspiele.

23 «Der Schubkarren des Essighändlers» ist – nach Brockhaus – das dramatische Hauptwerk von Louis-Sébastien Mercier (1740–1814). Mercier veröffentlichte theoretische Schriften, in denen er Form und Geist der klassischen französischen Tragödie verwarf. Daher wurde er vom deutschen «Sturm und Drang», der literarischen Bewegung am Ende des 18. Jahrhunderts, als Bundesgenosse begrüßt. Mercier regte an, die Bühne zu volkserzieherischen Zwecken zu benutzen durch die Schaffung gegenwartsnaher Prosadramen, in denen die aufklärerischen Tugendideale propagiert werden. Mercier ist auch bekannt als Übersetzer von Schillers «Jungfrau von Orléans» ins Französische (1802).

24 Agnes Bernauer, die schöne Baderstochter von Augsburg, ist bekannt geworden, weil sich 1432 Herzog Albrecht III. von Bayern heimlich mit ihr vermählte. Albrechts Vater, Herzog Ernst, mißbilligte diese Mesalliance und ließ Agnes am 12. 10. 1435 als Zauberin in der Donau bei Straubing ertränken. – Zuerst griff das Volkslied diesen Stoff von der Liebe zwischen Fürstensohn und Bürgerstochter auf; A. von Törring gab ihm 1780 in der Form eines Ritterstückes erstmals dramatische Gestalt. Diese Fassung dürfte in Lenzburg über die Bretter gegangen sein. Uns Heutigen ist der Stoff bekannt entweder durch Friedrich Hebbels Drama «Agnes Bernauerin» (1855) oder als Opernfassung von C. Orff, «Die Bernauerin» (1946).

25 Dabei handelt es sich wahrscheinlich um eine deutsche Fassung von Carlo Goldonis (1707–1793) «Il Bugiardo». Der Italiener Goldoni kam 1762 nach Paris, verfaßte dort Lustspiele in französischer Sprache und schloß sich zeitweise einer Komödiantentruppe an. Ursprünglich hatte Goldoni Philosophie und Rechtswissenschaft studiert. Als Literat war er bestrebt, der italienischen Komödie neue Wege zu weisen, wobei er namentlich die platte Handlung und die plumpen Hanswurstpossen sowie den Mangel an sittlichem Gehalt der bisherigen Commedia dell'arte bekämpfte.

26 Schillers «Wilhelm Tell» wurde erst 1804 verfaßt, es muß sich daher um irgend eine unbekannte dramatische Fassung des Tell-Stoffes handeln. Joh. Rudolf Iselin hatte durch Edition (1734–36) von Aegidius Tschudis «Chronicon Helveticum» einem breiten Publikum des 18. Jahrhunderts den Tell-Stoff erneut ins Bewußtsein gebracht. Das zweite berühmte Werk des 18. Jahrhunderts, worin der Tell-Stoff mitverarbeitet ist, Johannes von Müllers «Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft» sind 1780 erstmals erschienen und 1786–1808 umgearbeitet worden.

war und mir viele Mühe gemacht hat, so sage ich doch, dass dieses Stück nicht nur mir, sondern auch den meisten Zuschauern am besten gefallen hat».<sup>27</sup>

11: «Die bezähmte Widerbellerin oder die beste Art, ein böses Weib so zahm wie ein Lämmchen zu machen».<sup>28</sup>

13: «Die Jagd Lust Heinrich des IV., eine komische Oper in drei Aufzügen von H. Weiss. Die Musik von Hiller».<sup>29</sup>

Auf Grund der soeben gemachten Ausführungen darf wohl gesagt werden, daß die in Lenzburg gastierende Schauspieltruppe nicht nur über ein umfangreiches, sondern auch über ein qualitativ hochstehendes Repertoire verfügte. – Vier theaterbegeisterte Lenzburger haben bei einigen Stücken aktiv mitgespielt. Von Lenzburg zog die Truppe über Zofingen nach Solothurn weiter.

Erst nachdem Hornschuch seine Musiklehrertätigkeit von Lenzburg nach Zofingen verlegt hatte – «in Zofingen lebt man solid – in Lenzburg gings ein bisschen bunt» –, wagte er, seinen Eltern zu gestehen, daß er in seiner Lenzburger Zeit mit der Lenzburger Jeunesse dorée noch einer andern Art Spiel gefrönt hat:<sup>30</sup> «Mein hiesiges Leben ist von dem zu Lenzburg geführten auch darinnen unterschieden, dass ich niemals mehr spiele, ausser in Gesellschaften, wo just jemand fehlt oder wo die Anständigkeit es erfordert. Es gab zu Lenzburg oder vielmehr zu Wildegg<sup>31</sup> Tage, wo ich 80 bis 100 Livres verloren habe. Am andern Tag gewann ich wieder, zuletzt fand ich zu allem Glück noch einen guten Vorschuss.»

## 5. Lustpartien und Badefahrten

Auch Lustpartien in Gottes freie Natur gehören zum Vergnügungsprogramm des 18. Jahrhunderts: Wir hören von einem Herbst-Picnic in einem Rebhäuschen, an dem Major Hünerwadel und 15 weitere Lenzburger Standespersonen zusammen mit unserm «maître de musique» – so nennt Hornschuch sich selber gern – an einem aus mehr als 20 verschiedenen

27 Pasquale Anfossi (nicht Anfohi) (1727–1797) war Kapellmeister in verschiedenen europäischen Großstädten, u. a. in Paris. Seine Opernmusik beeinflusste durch ihren beweglichen Orchestersatz und ihre Melodik auch Mozart.

28 Eventuell Shakespeares «Der Widerspenstigen Zähmung»? (The Taming of the Shrew 1593?)

29 Adam Hiller (1728–1804) war zunächst Flötist und Sänger, später verfaßte er Singspiele und gründete 1763 in Leipzig die sog. Liebhaber Konzerte, welche er bis 1781 leitete. Als «Gewandhauskonzerte» wurden sie später einem europäischen Konzertpublikum zum Begriff. Hiller war von 1789–1801 in Leipzig Thomaskantor. Hillers Singspiele nehmen in der Geschichte der deutschen Oper einen bedeutenden Platz ein.

30 13.8.1789.

31 Vermutlich entweder im Schloß Wildegg oder bei einem der Wildegger Indienne-Druckerei-Besitzer.

Speisen bestehenden Buffet sich gütlich taten.<sup>32</sup> Hornschuchs erste Lenzburger Klavierschülerin, eine Tochter des Schultheißen Seiler, heiratete einen Junker von Escher aus Zürich, «einen jungen lustigen Herrn, der mehr als 200 000 Gulden auf Zinsen angelegt hatte».<sup>33</sup> Das junge Paar lebte zunächst in Glattfelden, wohin Hornschuch, begleitet von seinem Onkel und den jüngern Vettern, eine Besuchsfahrt unternahm.<sup>34</sup> In Kaiserstuhl nahmen die Eschers ihre Gäste in Empfang. Hornschuch, dem die schweizerische Gleichgültigkeit gegen Titulaturen schon zu Beginn seines Aufenthaltes auffiel,<sup>35</sup> meldet mit sichtlichem Vergnügen, daß sich zur selben Zeit auch der päpstliche Nuntius in Luzern, ein Erzbischof von Montecuccoli, mit seinem Hofstaat auf der Durchreise in Kaiserstuhl aufhielt: «Ich hatte ... dieses Heiligthum zu beantlitzen das grosse Vergnügen».<sup>36</sup> Von Glattfelden aus besuchte die Gesellschaft Eglisau und wohnte einem Fischfang bei. – Auch im folgenden Sommer weilte Hornschuch wiederum in Glattfelden<sup>37</sup> und besuchte von dort aus Zürich, wo ihm der Musiksaal, die große Bibliothek in der Wasserkirche,<sup>38</sup> eine Bildergalerie und ein Naturalienkabinett besonders erwähnenswert scheinen. Zusammen mit Zürcher Gästen wurde in Glattfelden ein kleines Hauskonzert veranstaltet; daraufhin besuchte Hornschuch Schaffhausen und den Rheinfall, «dessen herunterstürzendes Wasser aussieht wie eine Milchsuppe».<sup>39</sup> Auf des Junkers Pferd gelangte Hornschuch schließlich über Kaiserstuhl wieder nach Baden, von wo er in der Kutsche des Kaufmanns Vaucher<sup>40</sup> nach Lenzburg zurückkehrte.

Trotz diesen neuartigen Vergnügungen hatten auch im 18. Jahrhundert die seit jeher beliebten Bäderbesuche ihre Anziehungskraft nicht verloren: Hornschuch berichtet vom Bad Schinznach, wo auch eine Komödie aufgeführt wurde,<sup>41</sup> mit dem Schultheißen Seiler weilte er in einem Schunkner-Bad, das eine Viertelstunde unterhalb Muri im Freiamt gelegen sein soll.<sup>42</sup> Als im August 1787 die Tagsatzung der 13 Alten Orte zu Baden stattfand,

32 24. 10. 1785.

33 22. 3. 1786.

34 5. 11. 1786.

35 «Von Titulaturen ist hier nicht die Rede und man nennt einen jeden bey seinem Namen» – August 1785.

36 5. 11. 1786.

37 11. 8. 1787.

38 Die Vorläuferin der heutigen Zentralbibliothek.

39 11. 8. 1787.

40 Vaucher, Niederlenz, Indienne-Manufaktur, s. VI. Kap., Statistiken.

41 August 1785.

42 Ebenda.

wurde zur Ergötzung der Tagherren Bendas «Ariadne auf Naxos»<sup>43</sup> aufgeführt. Es gelang Hornschuch auch für diese Theateraufführung eine Einladungskarte zu ergattern.<sup>44</sup>

## *B. Die Lockerung des Konfessionalismus*

### **Ansätze zur religiösen Toleranz**

Auf religiösem Gebiet ist das 18. Jahrhundert eine Zeit des tiefen Atemholens. Die alten unergiebigsten dogmatischen Streitereien des späten 16. und des 17. Jahrhunderts kamen mehr und mehr außer Kurs, dafür maß man nun der Moral und dem freien menschlichen Willen entscheidendes Gewicht bei. Wohl bleiben die kirchlichen Strukturen, wie sie im Kapitel über die Kirche<sup>45</sup> ausführlich dargestellt worden sind, während des ganzen 18. Jahrhunderts, rein theoretisch betrachtet, bestehen, praktisch werden sie aber im Laufe der Zeit gleichsam von innen her ausgehöhlt und ausgewaschen. Parallel zum Abnehmen des strengen Glaubenszwanges ist ein allmähliches Näherrücken von Katholiken und Reformierten feststellbar. Die edle Sitte der Freundschaft machte vor den konfessionellen Zäunen nicht mehr halt. Im 18. Jahrhundert faßt auch der Gedanke der religiösen Toleranz auf breiterer Basis Fuß. Im Jahre 1781 erläßt Joseph II., der Sohn der Kaiserin Maria Theresia, sein berühmtes Toleranzedikt, welches den Evangelischen im ganzen österreichisch-habsburgischen Kaiserreich nach 200jähriger Unterdrückung und Verfolgung eine freizügige Religionsausübung gestattete. In Frankreich hatte Henri IV durch das Edikt von Nantes schon 1598 den reformierten Franzosen in einem gewissen Rahmen Religionsfreiheit gewährleistet, Louis XIV hatte jedoch 1685 dieses Edikt widerrufen; während mehr als 100 Jahren mußten die Reformierten in Frankreich ein Untergrunddasein führen. Endlich im November 1787 erließ Louis XVI ein neues Toleranzedikt für die Evangelischen, unter dem ersten Konsul (Napoleon) werden dann schließlich im April 1802 beide reformierten Bekenntnisse, das calvinistische und das lutherische, in Frankreich offiziell als vollberechtigt anerkannt.

43 Georg Benda, böhmischer Komponist (1722–1795), erregte Aufsehen mit seinen Melodramen, einer Mischgattung zwischen gesprochenem Schauspiel und untermalender Musik, die im 18. Jahrhundert entstanden. Die «Ariadne auf Naxos» ist Bendas Hauptwerk, schon 1606 hatte Monteverdi den Ariadne-Stoff als Oper komponiert, 1912 wird derselbe Stoff abermals durch Hugo von Hofmannsthal/Richard Strauß für eine Oper verwendet.

44 11.8.1787.

45 Vgl. dazu III. Kap. passim.

Diese drei gesamteuropäischen religiösen Tendenzen jener Zeit: das Abrücken vom strengen Glaubens- und Sittenzwang, der freundschaftliche Verkehr über den konfessionellen Zaun hinweg und das Aufkommen des religiösen Toleranzgedankens lassen sich auch auf dem kleinen Flecken unteraargauischer Erde feststellen, von dem aus wir den Gang der Geschichte verfolgen. Wohl sind im 18. Jahrhundert noch immer alle eidgenössischen Stände, sowohl die katholischen wie die reformierten, was die Glaubenszugehörigkeit ihrer Bürger und Immobilienbesitzer betrifft, streng konfessionell ausgerichtet. Trotzdem trifft sich aber z. B. seit den 1760er Jahren fast regelmäßig Jahr für Jahr in Bad Schinznach die Helvetische Gesellschaft,<sup>46</sup> eine konfessionell gemischte Gruppe von Männern, zumeist Patriziern aus den großen Städten. Der Sinn der Schinznacher Treffen bestand in der Pflege des freundschaftlichen Verkehrs zwischen Schweizern aller Kantone und Konfessionen.<sup>47</sup> Einer der Teilnehmer, der Brugg Stadtarzt Johann Georg Zimmermann,<sup>48</sup> hat in einer kleinen Schrift, die europäische Beachtung fand,<sup>49</sup> seine Auffassung über Religion und religiöse Toleranz niedergelegt:<sup>50</sup> «Also scheuen, verlachen, verachten und verdammen sich die Menschen um die Wette, teils weil jeder sich zu der allein seligmachenden Religion bekennet, oder weil er sonst ein Wesen von ausschliessender und fleckenloser Heiligkeit ist. Man hält die Trennung der verschiedenen Religionsverwandtschaften für eine zur Seligkeit unentbehrliche Sache, und eben darum ist man nicht mehr im Stande, unparteiisch zu sein. Diese Trennung, die noch in allen Zünften herrschende Einbildung der Unfehlbarkeit, der unglückliche Verfolgungsgeist vieler angesehenen Theologen; der unzeitige Eifer, die Lehren seiner Väter und Vorfahren wider alles, was nur angebracht wird, zu verfechten, die grosse Menge heiliger Streiter,

46 Zur Helvetischen Gesellschaft vgl. ausführlich: Ulrich Im Hof, Isaak Iselin und die Spätaufklärung, Teil II Schinznach, 1. Kap. Die Helvetische Gesellschaft, S. 33 ff., Bern 1967.

47 Im Hof S. 34.

48 Johann Georg Zimmermann, geb. in Brugg/AG 1728, gest. zu Hannover 1795, studierte in Göttingen unter Albrecht von Haller, war später Stadtarzt in Brugg und schließlich königlich britischer Leibarzt zu Hannover, vgl. dazu: Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrhundert, ed. Markus Lutz, Aarau 1812, S. 591 f., und ausführlicher: Johann Georg Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz, ed. Albrecht Rengger, Aarau 1830, Biograph. Einleitung von A. Rengger, S. III–XXXII.

49 J. G. Zimmermann, Vom Nationalstolze, Vorrede vom Autor zur 2. Auflage: «Man hat diese Kleinigkeit von Paris bis nach Stockholm gelesen. Sie ist auch durch eine dritte bei der Kaiserlichen Hofbuchdruckerei in Wien edierte Auflage abermals in viele Hände gekommen.» Vorrede dat. Brugg, im Canton Bern, den 3. Januar 1783.

50 Vom Nationalstolze, VI. Cap. Von dem Religionsstolze, S. 65–81, obiges Zitat S. 80/81.

die stets gepanzert und geharnischt mit dem Handschuh in der Hand auf freiem Felde stehen, um gegen alle und jede, die nur Miene machen, sich an dem Lehrbegriff ihrer Kirche zu vergreifen, sogleich wie Petrus blind und unberufen drein zu schlagen; dies alles nötigt die Menschen, einander wechselweise zu scheuen und zu verdammen, wenn der eine nicht durch den Weg zum Himmel gehen will, den der andere einschlägt ... So unterstehen sich Würmer in dem Leben eines Augenblicks einander zu hassen und zu verfolgen, weil oft der eine über nutzlose Spitzfindigkeit und unbegreifliche Dinge nicht denkt, wie der andere.»

Und die Lenzburger? Erinnern wir uns zunächst, wie eng einer Burgerschaft des 16. und 17. Jahrhunderts der Rahmen der erlaubten Vergnügen durch die geltenden Sittenmandate gesteckt war, und vergleichen wir dazu das im vorhergehenden Kapitel ausführlich geschilderte gesellschaftliche Leben der führenden Oberschicht des Städtchens: ein krasserer Gegensatz läßt sich kaum denken. – Früher war die Teilnahme an den regulären Sonntags- und Werktagsgottesdiensten für alle Bewohner obligatorisch gewesen, über die Präsenz wurde Kontrolle geführt. Im Jahre 1785 schreibt Hornschuch nach Hause: «In Ansehung der Religion ist man hier wenig scrupulos – denn die Kirche wird wenig, teils gar nicht besucht.»<sup>51</sup>

Zimmermanns Schrift «Vom Nationalstolze» – welcher wir die soeben zitierten Sätze über religiöse Toleranz entnommen haben – muß sich mit größter Wahrscheinlichkeit auch in Lenzburger Privatbesitz befunden haben,<sup>52</sup> aber wir wissen nicht, was der Leser oder die Leserin sich dazu gedacht haben. Dagegen haben wir dank Hornschuch Kenntnis davon, daß die Lenzburger Manufakturisten und Handelsherren, vor allem aber deren Söhne und Töchter den freundschaftlichen Verkehr über die praktisch direkt hinter der Stadt verlaufende konfessionelle Grenze gepflegt haben: «Vor einigen Tagen an einem gewissen Sonntag bin ich in Begleitung Herrn Ratsherr Spenglers<sup>53</sup> von hier, der von seiner nach Holland gemachten Reise wieder angekommen, nach Hägglingen, einem katholischen Pfarrdorf eine Stunde von hier gegangen ... Sobald wir ankamen, wurde uns mit Wein und

51 24.10.1785: «indessen kann man doch tun, was man will, denn man ist von niemandem abhängig». – Nach seinem Besuch in Zürich schreibt Hornschuch: «Die Geistlichkeit in Zürich hat nicht viel zu sagen, wie auch in der ganzen Schweiz.» Brief vom 11.8.1787.

52 Ich benütze den Band aus der Lenzburger Stadtbibliothek. Die Stadtbibliothek ist erst im 19. Jahrhundert gegründet worden und die ersten Spenderlisten sind verloren gegangen. Es ist indessen mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß auch in Lenzburg, wie bei andern öffentlichen Bibliotheken, die ersten Buchbestände aus privatem lokalem Bücherbesitz gestiftet worden sind.

53 Ratsherr Spengler, Baumwoll-Verleger, s. VI. Kap., Statistiken.

Brot inklusive Mandeln und Rosinen etc. aufgewartet und das erste, was er (d. h. der katholische Pfarrer) proponierte, war: Wollen wir nicht ein Tharok Spiel machen? Eh bien. Aber unsere Bauern wollen um die Kirche laufen und eine kleine Wallfahrt anstellen, Jeh! Herr Frühmesser, gehet mit den Leuten um die Kirche, saget, ich wär nicht wohl.»<sup>54</sup> – Eine andere Briefstelle lautet: «Den 18. Junius war ich zu Wettingen, einem drei Stunden von hier gelegenen sehr vornehmen und reichen Cisterzienser Männerkloster. Meine Gefährten waren ohngefähr zwanzig junge Lenzburger Herren ... Wir gingen in die Kirche, worinnen etliche tausend Personen waren, die dem Fronleichnams Fest beiwohnten, keiner hatte das Herz, ganz hinein zu gehen, bis ich kam und sie anführte. Einige kamen mit auf die Orgel, wo eine prächtige Musik gemacht wurde. Ich wurde auch dazu eingeladen, spielte mit, ging ziemlich gut und wurde zuletzt zur fürstlichen oder vielmehr gnädigen Herren Tafel eingeladen. Notabene: man nennt den Prälaten einen Fürsten. Das Zureden meiner Kameraden und das bevorstehende Ungewitter waren die Ursachen, warum ich die Einladung ausschlug und mich dafür auf ein andermal rekomandirte, nächstens werde ich mit dem Herrn Oncle dahin gehen ...».<sup>55</sup> Im gleichen Brief erzählt Hornschuch auch von einem Besuch in einem Nonnenkloster: «Am Sonntag vor acht Tagen war ich in den sog. freyen Ämtern in dem Nonnenkloster Gnadenthal mit den beiden Vettern und noch fünfzehn Lenzburgern, sowohl generes masculini als feminini. Die Nonnen sind nicht geniert, sie dürfen aus dem Kloster gehen und mit jedermann reden, wens von der Äbtissin erlaubt ist. Nach Tisch habe ich mit vier Nonnen eine kleine Tafelmusik gemacht, die Violin nebst den Musikalien haben sie mir zum Gitter heraus gelangt, sie haben drinnen und ich draussen im Saal gespielt, als wir verreisten, haben etliche herzlich geweint und uns red. die Hände gedrückt und – Unter unsern Gefährten war der hiesige Postmeister, der sich herzlich vollgesoffen, wodurch wir unsern Weg mit aller möglichen Kurzweil innerhalb zwei Stunden zurückgelegt haben.»<sup>56</sup>

54 11.8.1787.

55 5.11.1786.

56 Ebenda.

### *C. Der düstere wirtschaftliche Hintergrund der neuen Gesellschaft*

#### **Rund um den Geltstag der Firma Samuel Seiler und Sohn**

In den beiden letzten Abschnitten ist viel von Vergnügen aller Art die Rede gewesen, man konnte sich beim Lesen gleichsam in die kleinstädtisch-ländliche Variante einer heitern Rokoko-Gesellschaft versetzt fühlen. Indessen trägt dieser Schein, das heitere Gesellschaftsleben spielte sich nicht auf dem Hintergrund einer Folge von hellen Sonnentagen ab, sondern weit eher könnte man es als Flucht aus der harten Realität einer strengen wirtschaftlichen Rezession bezeichnen. Bereits im Kapitel über die Wirtschaft<sup>57</sup> haben wir den katastrophalen Einfluß des französischen Einfuhrverbotes für ausländische Baumwollwaren von 1785 auf die schweizerische Textilmanufaktur kurz erwähnt; im Zusammenhang mit den Lenzburger Bauten des 18. Jahrhunderts sind einzelne Konkurse und Handänderungen von Liegenschaften flüchtig gestreift worden.<sup>58</sup>

Hornschuch, dessen Briefe an die Eltern unsere Hauptquelle für das Gesellschaftsleben in Lenzburg im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts bilden, steuert auch zu diesem düstern wirtschaftlichen Hintergrund des heitern Gesellschaftslebens das eine oder andere bisher kaum bekannte Detail bei, welches zur Abrundung und Vervollständigung unserer Vorstellung über das Leben der Lenzburger Handelskreise beiträgt. Das französische Einfuhrverbot ist auch in Lenzburg sofort spürbar gewesen. Schon im ersten Brief heißt es:<sup>59</sup> «Wenn das von Frankreich befohlene Verbot auf die Einbringung bedruckter Mousseline Bestand hält, so wird die halbe Schweiz ausser Brot gesetzt, es macht schon jetzt erstaunlichen Einfluss»; zwei Monate später meldet er vertraulich nach Hause: «Die Handlung leidet in der Schweiz jetzt entsetzlich durch das vor vier Monaten von Frankreich gegebene Edikt, mittelst dessen nicht im geringsten etwas von gedruckten Waren nach auswärts geschickt werden darf, da doch solches beinahe der einzige Artikel ist, der in der Schweiz fabriziert wird.»<sup>60</sup>

Es liegt auf der Hand, daß Hornschuch am ausführlichsten über die familiären und wirtschaftlichen Verhältnisse der Seilerschen Sippe berich-

57 Vgl. dazu VI. Kap., S. 245.

58 Vgl. dazu VII. Kap., S. 306 ff.

59 August 1785.

60 24.10.1785: «Ihnen und sonst niemandem schreibe ich aber dieses».

tet. Die vielseitige Geschäftstätigkeit und die großen Umsätze der Firma «Samuel Seiler und Sohn» in den 1760–70er Jahren sind im Kapitel über die Wirtschaft bereits ausführlich zur Sprache gekommen. Wir erwähnten auch die stattlichen neuen Seilerhäuser. Zu der Zeit, als Hornschuch nach Lenzburg kam, bekleidete Samuel Seiler Vater das höchste politische Amt in Lenzburg, er war Schultheiß. Aber der Höhepunkt des Seilerschen Erfolges war bereits überschritten. Das Familienleben war nicht glücklich, wiederholt berichtet Hornschuch von Streitigkeiten des Vaters mit den erwachsenen Kindern und der Kinder und Schwiegerkinder untereinander, Streitigkeiten, an denen auch die Frauen mitbeteiligt waren. Der «achtbare Herr Schultheiß» ist – so schreibt Hornschuch<sup>61</sup> – «zwar ein braver, aber ein alter und zugleich verdriesslicher Mann, der nie wünscht, mit irgend jemandem in Korrespondenz zu kommen, indem er gar nicht mehr schreiben kann». Zudem leidet er an einem außerordentlich großen, aber inoperablen Kropfgeschwür. Der «Herr Oncle», Geschäftsteilhaber und Schwiegersohn von Samuel Seiler Vater hat «entsetzlich viel zu tun» und lebt in einer unglücklichen Ehe. Der «junge Herr Seiler» tritt weniger plastisch in Erscheinung, zuweilen nimmt er an einer Lustpartie der Lenzburger Jeunesse dorée teil, oft weilt er geschäftshalber im Ausland. – Im Frühsommer 1787 setzt der «Herr Oncle» seine definitive Abreise nach Kitzingen/Franken auf den Herbst 1788 fest.<sup>62</sup> Hauptursache dieses Entschlusses war der schlechte Geschäftsgang der Firma Samuel Seiler und Sohn. Einige Monate zuvor sei in der Schweiz ein Gerücht in Umlauf gesetzt worden, wonach Samuel Seiler Vater und Sohn in Lenzburg failliert hätten. Die Firma Seiler sei nicht nur in der Schweiz, sondern in ganz Europa bekannt und tätige auf eigene Rechnung sogar Geschäfte zu Madras, Pondicherry, Boston etc.<sup>63</sup> Hornschuch schätzt die Geschäftseinlage der Firma Samuel Seiler und Sohn auf total 130 000 Gulden, wovon dem Schultheißen 80 000 Gulden, Johann Heinrich Knoll, dem «Herrn Oncle», 40 000 Gulden und dem jungen Herrn Seiler 10 000 Gulden gehörten. Zudem besäße Samuel Seiler Vater noch für 32 000 Gulden Güter, «wovon der Herr Oncle den 4. Teil ziehet». Gleichzeitig weist aber Hornschuch auch auf die Unmöglichkeit hin, das Vermögen eines Kaufmannes ein- für allemal zu taxieren: bei Handelsgeschäften würden so viele Unsicherheitsfaktoren mitspielen, daß man ebenso gut in einem Jahr

61 28. 5. 1786.

62 10. 6. 1787.

63 Auf Grund des weitläufigen Geschäftsverkehrs, wie er aus den Kauf- und Waaghausbüchern für die 1760/70er Jahre belegt ist, dürften diese Angaben durchaus den Tatsachen entsprechen.

30 000 Gulden gewinnen wie verlieren könne.<sup>64</sup> Innert kürzester Zeit habe sich das Gerücht vom Konkurs der Firma Samuel Seiler und Sohn in der ganzen Schweiz verbreitet, von allen Seiten seien Gläubiger aufgekreuzt, um ihre Guthaben einzukassieren. Der Onkel habe diesen Kaufleuten Wechsel ausgestellt und ihnen überdies auf Grund der Handlungsbücher bewiesen, daß die Firma über genügend Mittel verfüge, um ihren Verbindlichkeiten nachzukommen. Einige Tage darauf aber habe die Sache einen gefährlichen Verlauf genommen: Die Herren Heyder in Frankfurt, die Banquiers der Firma Seiler und Sohn, hätten die auf sie gezogenen Wechsel mit Protest zurückgesandt. Dadurch sei das Gerücht des Seilerschen Konkurses in ganz Europa ausgesprengt worden. Nur dank dem Umstand, daß ein großes Zürcher Handelshaus<sup>65</sup> der Firma Seiler und Sohn sofort 100 000 Franken vorgestreckt habe, sei das Allerschlimmste verhütet worden. Andernfalls hätte die Firma Seiler trotz schönem Vermögen ihre Illiquidität und Zahlungsunfähigkeit erklären müssen.<sup>66</sup> – Zwei Monate später, im August 1787, reiste Heinrich Knoll, der Onkel, in Begleitung seines ältesten Sohnes geschäftehalber nach Deutschland, wobei er einen Umweg über Holland einflocht, weil er hoffte, bei einer großen Erbschaftsangelegenheit eine sehr beträchtliche Summe zu gewinnen. Seine endgültige Abreise nach Franken setzte Knoll nunmehr auf spätestens Neujahr 1788 fest. Aber bereits vier Monate später, im Dezember 1787, muß Hornschuch abermals eine äußerst unangenehme Botschaft nach Hause melden. Der Seilersche Konkurs war nicht – wie es ursprünglich geheißen hatte – eine böswillig ausgestreute Verleumdung, sondern eine nackte Tatsache. Als wahre Ursache nennt Hornschuch die «viel zu weitläufig ausgedehnten und unvernünftig hoch getriebenen Geschäfte in ganz entfernte Weltgegenden».<sup>67</sup> Letzte Woche sei aus Spanien eine Schuld in der Höhe von 80 000 Gulden fällig gewesen, die nicht habe bezahlt werden können. So sei der Konkurs so gut als ausgebrochen. Heute habe der Schultheiß sein Wohnhaus für 9000 Gulden verkauft mit der Bedingung, die eine Hälfte des Hauses in lebenslänglichem Wohnrecht benützen zu dürfen. «Ein Mann vorm Jahr noch über 100 000 Gulden an Wert sieht sich jetzt genötigt, seine Hütte zu veräussern.» Anfangs März

64 10. 6. 1687.

65 Ev. durch Vermittlung des Schwiegersohnes von Escher?

66 10. 6. 1787.

67 29. 12. 1787. Die angeführten Gründe mögen ihre Berechtigung haben, wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit unsere moderne Art der Transportversicherung noch in den Kinderschuhen steckte, so daß jedes Transportrisiko durch den Kaufmann selber getragen werden mußte.

des folgenden Jahres verließ der Onkel mit seiner Familie die Schweiz. Hornschuch glaubt, es sei Knoll möglich gewesen, einen Teil seiner Geschäftseinlage rechtzeitig auf die Seite zu bringen, so daß er sich in Deutschland eine neue Existenz aufbauen könne.<sup>68</sup>

Der Konkurs der Firma Samuel Seiler und Sohn blieb nicht der einzige. Im Zusammenhang mit dem Bericht über eine kurz zuvor unternommene Reise schreibt Hornschuch:<sup>69</sup> «Die ... gemeldete Reise war für mich sehr nötig. Verschiedene Fallimenter<sup>70</sup> in hiesiger Stadt, darunter aber das des Herrn Oncle das grösste ist, indem 200 000 Gulden verloren gehen, brachten mich auf den Subson,<sup>71</sup> dass noch mehrere von den hiesigen Herren, von denen ich meine Gage ziehe, dem folgen könnten und ich also auf einmal sehr im Schlamm sitzen könnte.»<sup>72</sup>

Wenn wir diese beiläufigen Bemerkungen zum Seilerschen Konkurs überdenken, fällt uns eine Parallele zum früher erwähnten Konkurs der Handelsfirma Markus Hünerwadel<sup>73</sup> ein: Samuel Seiler mußte zwar sein Wohnhaus verkaufen, es war ihm aber immerhin noch finanziell möglich, sich das lebenslängliche freie Wohnrecht im Hause auszubedingen. Markus Hünerwadel mußte sein Handelshaus der Stadt als Schulhaus verkaufen, er war aber finanziell in der Lage, aus dem Seilerschen Geldtag das «Fabrique-Haus», nämlich die Tabakfabrik,<sup>74</sup> zu kaufen und sie für sich als Wohnhaus umzubauen. Zweifellos hat der finanzielle Ruin diese Handelsherren schwer getroffen, aber es war kein totaler Ruin, irgendwie konnten sie, wenn auch sicher auf bescheidenerem Fuß als zuvor, weiter existieren.

Die soeben festgestellte Tatsache wird durch eine weitere Mitteilung Hornschuchs noch untermauert: Normalerweise fanden in Lenzburg die neuen Ämterbesetzungen im Mai, auf dem sogenannten Maitag, statt. Wohl

68 29.12.1787.

69 15.3.1788.

70 Fallimenter = faillir, les faillites = Konkurs machen.

71 Subson = le soupçon = Argwohn, Verdacht.

72 Hornschuchs Versuche, in Zürich, Bern oder der welschen Schweiz sich eine neue Existenz als Musiklehrer aufzubauen, zerschlugen sich zunächst, so daß er im Winter 1788 nach Zofingen übersiedelte, wo er allerdings nur ein kurzes Gastspiel als Musiklehrer gab. Daraufhin kam er nach Bern, wo er in vornehmen Patrizierhäusern Musikunterricht erteilte und daneben eine Musikalien- und Instrumentenhandlung betrieb. Die Ereignisse von 1798 veranlaßten ihn, nach Deutschland zurückzukehren, wo er schließlich als Weinhändler zu Wohlstand gelangte und sogar Schloßbesitzer wurde. Vgl. dazu den der Briefsammlung vorangestellten Lebenslauf.

73 Vgl. VI. Kap., C. 3. b, S. 240 und VII. Kap., A. S. 306 f.

74 Vgl. VII. Kap. S. 311.

mochte es vorkommen, daß infolge eines Todesfalles auch einmal unter dem Jahr ein Amtswechsel notwendig wurde. Wenn nun aber im Winter 1787/88 plötzlich eine ganze Reihe neuer Ämterbesetzungen stattfindet, so kann dies sicher zum größten Teil nur im Zusammenhang mit den verschiedenen Konkursen gestanden haben. Und dennoch schreibt Hornschuch:<sup>75</sup> «Vor etlichen Wochen haben wir hier eine große Festivität gefeiert, da nicht minder als ein Schultheiss, zwei Ratsherren und drei Mitglieder des grossen Rats an einem Tag sind erwählt worden.»<sup>76</sup> Daraus darf doch wohl geschlossen werden, daß die Lebenskraft trotz der Konkurse nicht bis ins Mark getroffen wurde. Eine Tatsache, die uns im nun folgenden Kapitel, das sich mit den Existenzgrundlagen des Durchschnitts-Lenzburgers im 18. Jahrhundert befaßt, in vermehrtem Maße beschäftigen wird.

75 12.2.1788. Im gleichen Brief schreibt Hornschuch auch von der glänzenden Schlittenpartie aus Aarau mit einem anschließenden Ball.

76 Hornschuch schreibt weiter: «Die besonderen Formalitäten, die bei einer solchen Wahl vorgehen, kann ich ihrer übertriebenen Weitläufigkeit halber nicht mit Gegenwärtigem melden. Das Rathaus und alles wird mit Wachen versehen, auch das neuerwählte Mitglied hat selbigen Tag über Wachen bei seiner Logie.»